

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 38

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38
XVI. Jahrgang
1926

Bern
18. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brächer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Sterbender Sommer.

Von Fr. Hößmann.

Der Sommer schlürft aus seinem goldnen Becher
Vergrämt den letzten schlummerschweren Trunk
Und setzt sich stumm, ein lebensmüder Zecher,
Auf einen moosumgrünen Tannenstrunk.

Mohnblüten hängen welk am Binsenhute.
Ein brauner Falter schwankt auf seinem Kranz.
Im Auge, das auf reisen Ahren ruhte,
Erlöscht der warme, sammetweiche Glanz.

Noch einmal streift er, schlaftrig und versonnen,
Der Stoppelfelder öde, weite Schlucht.
Er neigt sein Haupt, von Abendglut umspannen,
Und diese Nacht senkt sich auf Grat und Schlucht.

Kaum grüßt der erste Sonnenstrahl die Stirne,
Erscheint der junge Herbst am Waldesrand.
Er küßt dem stummen Greis die welke Stirne
Und nimmt den Stab ihm leise aus der Hand.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

In einer Anwandlung von Galgenhumor verstieg er sich dann gewöhnlich in den Gipfel des mächtigen Brunnen-Rußbaumes gegenüber dem Adlerwirtshause, dessen herabhängendes Geäst von einer Zaunstange aus leicht zu erreichen war, und stieß von Zeit zu Zeit ein markt- und beindurchdringendes Schafgemeder aus. Während sich darauf die ahnungslos beim Faß sitzenden Wirtshausgäste wütend herausdrängten und unter Ausstoßung der schredlichsten Drohungen alle Gassen und Winkel nach dem Störenfried absuchten, hielt sich dieser säuberlich still, um zu gegebener Zeit das Spiel von neuem zu beginnen. Es war ihm nicht zu viel, wenn er bis weit nach Mitternacht in seinem Versteck ausharren mußte, vielmehr benützte er die Wartezeit in haushälterischer Weise, um neue Uebelkeiten auszuhedden, zu deren Ausführung sich dann nachher bei nachtschlafender Zeit die schönste Gelegenheit fand. Sein Lieblingscherz bestand darin, daß er die blankgescheuert auf den Stallbänklein stehenden Milchtanzen mit Brunnenwasser füllte, um sie nachher in boshaft berechnender Weise an die verschlossenen Haustüren anzulehnen, worauf dann ein letztes Mal das schwerverpönte Schafgemeder durch die Gassen scholl. Den zur Verteidigung der angegriffenen Dorfesche blindlings aus ihren Häusern stürzenden aber ergoß sich durch die aufgerissenen Türen als unliebsame Abkühlung der schwere Wasserschwall in Haugang und Stuben hinein.

Nach solchen ruhelosen Nächten hielt sich Heinrich Lenz gewöhnlich den ganzen folgenden Tag im Bette auf und versicherte der fortwährend leisenden Schwester, daß er seinen

Taglohn im Traum verdient habe. Da er seine kleinen Uebelkeiten fast immer allein in Szene setzte und dabei bei aller Verwegenheit mit dem für diese Sache gewissermaßen angeborenen Scharfsinn zu Werke ging, konnten sich die Gehänselten über die Urheberschaft der schlimmen Streiche nur in Vermutungen ergehen. Und als der Adlerwirt Knell, als der am meisten Geschädigte, einmal mit einer dringlichen Beschwerde persönlich vor die feindliche Ortsbehörde hintrat, prallte seine ganze Veredsamkeit an den aufrichtig verwunderten, ja entrüsteten Gesichtern der Lenzenholzer Magnaten ab. Man wisse von allem nichts, kein Wissen, keine Sünd. Mit diesem Bescheid mußte sich der Knell wohl oder übel zufrieden geben.

Aber auch im Aufbringen von harmlosen und boshaften Witzen zu Ungunsten der Nachbargemeinde stellte Heinrich jederzeit seinen Mann. Die von Rasparschub konnten ihm selbst im Schneider Gerteis, der sich gewissermaßen als ihr Vorkämpfer austat, keinen ebenbürtigen Widerpart entgegenstellen, schon deshalb nicht, weil Heinrich sich die Wahrung des Dorfvoertes nachgerade zum Lebenszweck gemacht hatte und in zäher Beharrlichkeit Tag und Nacht bei der Sache war. Seine besondere Stärke lag in der unnachahmlichen Gelassenheit, mit der er jeden gegnerischen Hieb hinnahm, in der Art und Weise, wie er bei aller scheinbaren Unbeholfenheit doch immer wieder den Spieß umzukehren wußte. Während er dasaß, als könnte er nicht auf Fünfe zählen, brachte sein krauses Gehirn oft die wunderlichsten Einfälle hervor. Als der Adlerwirt Knell einige Bauern

von Lenzenholz damit ärgerte, daß bei ihnen die reichsten Töchter immer von fremden Schulmeistern weggekapert würden, brachte Heinrich dagegen vor, die Mädchen von Raspashub bekämen nur deshalb keine auswärtigen Männer, weil der Herrgott die Dummheit nicht ganz wolle aussterben lassen. Er konnte auch mitten im feindlichen Lager die beleidigende Behauptung aufstellen, die Dedelschneden hätten erst angefangen, vorsichtshalber Schleim abzusondern, seitdem sie einmal in der Dunkelheit über einen betrunkenen Raspashuber hingekrochen seien.

So genoß Heinrich Lenz, wenn ihn auch die meisten seiner Nachbarn wegen seines auffällig zutage tretenden Mangels an Erwerbs- und Sparfumm nicht ganz für voll nahmen, bei Freund und Feind ein gewisses Ansehen, das sich in Lenzenholz noch steigerte, als er sich auch in einer äußerst lästlichen Angelegenheit als Anwalt und Ehrenretter erwies. Ein beim Schneider Gerteis in Raspashub vorübergehend in Arbeit stehender, weitgereister Kunde hatte auf Anstiften seines Meisters ein Spottgedicht auf die von Lenzenholz zusammengedrechselt, das nach irgend einer Gassenhauerweise von der Jungmannschaft fleißig gesungen wurde, und von dem eine Abschrift bald auch in Lenzenholz herumging. Die ersten zwei Strophen fanden sich sogar eines Morgens an der Schulhaustür angeheftet:

Nun singen wir ein neues Lied
Von Lenzenholz im Züribiet.
Sechs Mühlöd' und ein Immenhaus,
Alsdann geht schon die Ortschaft aus.
Das Lenzenholz, so geht der Bricht,
War sonst für Affen eingericht';
Zum Klettern langt nicht mehr die Kraft,
Drum treiben sie jetzt Landwirtschaft.

Nachdem man zuerst an den jungen Lehrer Zimmerli mit dem dringlichen Gesuch um Verfertigung eines Gegengedichtes auf die Nachbargemeinde herangetreten war, jedoch von dieser Seite eine schnöde Abweisung erfahren hatte, weil Zimmerlis Großmutter zufällig eine geborene Raspashuberin gewesen, kam der Röhlwirt Röller auf den Einfall, daß das unbedingt etwas für den dritten Heinrich sein müsse. Von Stund an wurde dieser nun von allen Seiten angerempelt und bestürmt. Anfänglich war ihm bei der Zumutung äußerst unbehaglich zumute, ja, sie beleidigte ihn sogar, denn unter einem Dichter hatte er sich bis jetzt immer ein nicht vollständig normales Menschenkind gedacht. Hinwieder verbot ihm sein Ehrgeiz, rundweg abzulehnen, weil das als ein Zugeständnis seines Unvermögens ausgelegt worden wäre, dessen er sich eben zu innerst bewußt war. Er verschanzte sich hinter allerlei Ausflüchte, indem er unter anderem behauptete, die von Raspashub würden gleich wieder mit dem Abstammungsblödissinn daherkommen, wenn man ihnen sogar das Dichten nachmachen wollte. Aber als an einem Sonntagabend einige Raspashuber Burschen sich herausnahmen, ihre Spottverse mitten auf dem Schulhausplatz in Lenzenholz anzustimmen und es dabei bis in die dritte Strophe hineinbrachten, da bekam Heinrichs Gleichmut ein Loch. Ohne über seinen Entschluß mit irgendwem ein Wort zu verlieren, ging er nach Hause und legte sich ins Bett, um dieses ganze dreißig Stunden lang nicht mehr zu verlassen. Der schwerbesorgten Schwester schützte er Bauch-

grimmen vor, nahm mit der Gelassenheit eines Märtyrers sämtliche neun Teesorten zu sich, mit denen sie in immer kürzeren Abständen auf seine Krankheit eindrang, und brachte daneben unter Aufbietung aller seiner Geisteskräfte ein Werk zu stande, das nach seiner festen Überzeugung einem wirklichen Dichter nicht besser hätte geraten können, nämlich ein elf Strophen zählendes Spottgedicht auf den neuen Männerchor von Raspashub, worin dessen großmaulig vorbereitete Fahrt an das Bezirksgesangfest in Guldenbach beschrieben war und der klägliche Erfolg, den der Verein daselbst eingehemist hatte.

Am folgenden Sonntagabend konnte das neue Lied bereits seine zweite Auferstehung feiern, indem es von vier besonders sangefertigen Jungburschen im „Röhl“ zum Besten gegeben wurde. Die Stube war gedrängt voll, selbst ältere Männer hatte die Neugierde hergelockt, denn der Röhlwirt hatte nicht versäumt, rechtzeitig allerlei unklare Andeutungen über die bevorstehende Überraschung zu machen. Einige von Heinrichs einstigen Schulgefährten hatten sogar ihre jungen Frauen mitgebracht, so daß auch das Ewigweibliche nicht fehlte im lauten Kreis.

Schon die ersten verheizungsvollen Strophen brachten männiglich in eine richtige Feststimmung:

In Raspashub gibt's schon seit länger
Ziemlich viel Pianosänger,
Am schönsten singt der G'meinrat Mauch,
Doch die andern können's auch. Määh!
Wenn ertönen ihre Weisen,
Tun die Mäuse bald verreisen,
Gleich weiß es jeder Schulerbub:
Jaaso, die sind von Raspashub! Määh!

Jeder neue Knittelvers enthielt seine besondere Bosheit, immer höher tobte das Gewieher der Lachsalven durch die Stube, bis die vier Sänger dem Werk mit der Schlussstrophe die Krone aufsetzten:

Die Raspashub, so geht der Bricht,
War sonst für Menschen eingericht',
Jetzt findet man nach dem Geblöd
Allda lauter Schaf und Böd. Määh!

Alt und jung war hochbefriedigt und erfreut über die gelungene Rettung der Dorflehre. Es lag ein rechter Glanz auf allen Gesichtern. Der Gemeinderat Kleiner rief dem dritten Heinrich über alle Tische hinweg zu: „Heiri, wenn du einmal stirbst, so muß man dir von Gemeinds wegen einen Grabstein setzen! Nur weil du den Mauchli auch in den Vers hineingezogen hast!“

Heinrich Lenz saß ziemlich still an seinem Ofentischchen, trank von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein und drehte sein Glas zwischen den Fingern, das ihm der Wirt in zuvorkommender Weise immer wieder nachfüllte. Es kam ihm auf Augenblicke vor, er sei eigentlich gar nicht mehr er selber, sondern es sähe ein anderer, ihm ganz fremder Mensch an seinem Platze. So hoch hinaus hatte er ja gar nicht gewollt.

Dann wieder überkam ihn plötzlich das beklemmende Gefühl, daß er jetzt auf der letzten Sprosse der Ehrenleiter stehe und daß es für ihn nur noch ein Abwärts geben könne. —

Und als ob dies Abwärtsgleiten jetzt gleich seinen Anfang nehmen müßte, sah sich der eben noch lärmend Gesieerte, der diesen Abend doch ganz als den seinigen betrachtete, recht bald von allen Anwesenden so gut wie vergessen, und über das Werk seines Seelenschweißes hinweg ging man ohne viel Umstände zur lauten Tagesordnung über.

„Der Dritt' gibt es heut geschwollen“, hörte er den Weber-

Karl durch das Stimmengewirr hindurch zu seinem Nachbar sagen.

„Der meint gewiß, unsreiner brächte nicht auch so ein paar windige Stänkerverse zusammen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte. Gescheidter wär's schon, er würde besser zu seinen eigenen Sachen sehen.“

Die giftige Rede tat ihm nicht einmal besonders weh. Aber als er eine Weile später nach dem Tisch hinüberschielte, wo seine Altersgenossen mit ihren Frauen saßen, kam es ihm vor, als ob er sich vom Weg verlaufen hätte. Er beobachtete mit wunderlich klaren Sinnen, wie die hübsche Frohhoft-Ida ihrem Mann, dem Emil Tischberger, beim Gesundheitstrinken mit der verschwiegenen und doch so vielsagenden Schallhaftigkeit, wie sie jungen Frauen eigentlich ist, in die Augen hineinsah. Und dieser Blick übermannte ihn mit Erkenntnisgewalt. Ohne daß jemand auf ihn acht gab, machte er sich aus der Stube weg. Er trat an den mitten auf dem geräumigen Vorplatz stehenden Zweiröhrenbrunnen hin und tauchte den Kopf zweimal nacheinander bis über die Ohren hinauf in das kalte Wasserbecken hinein. Nachdem er sich bedächtig die Haare trocken gerieben, schritt er nach einem Besinnen langsam die Dorfstraße hinaus und gegen Rasparshub hinab.

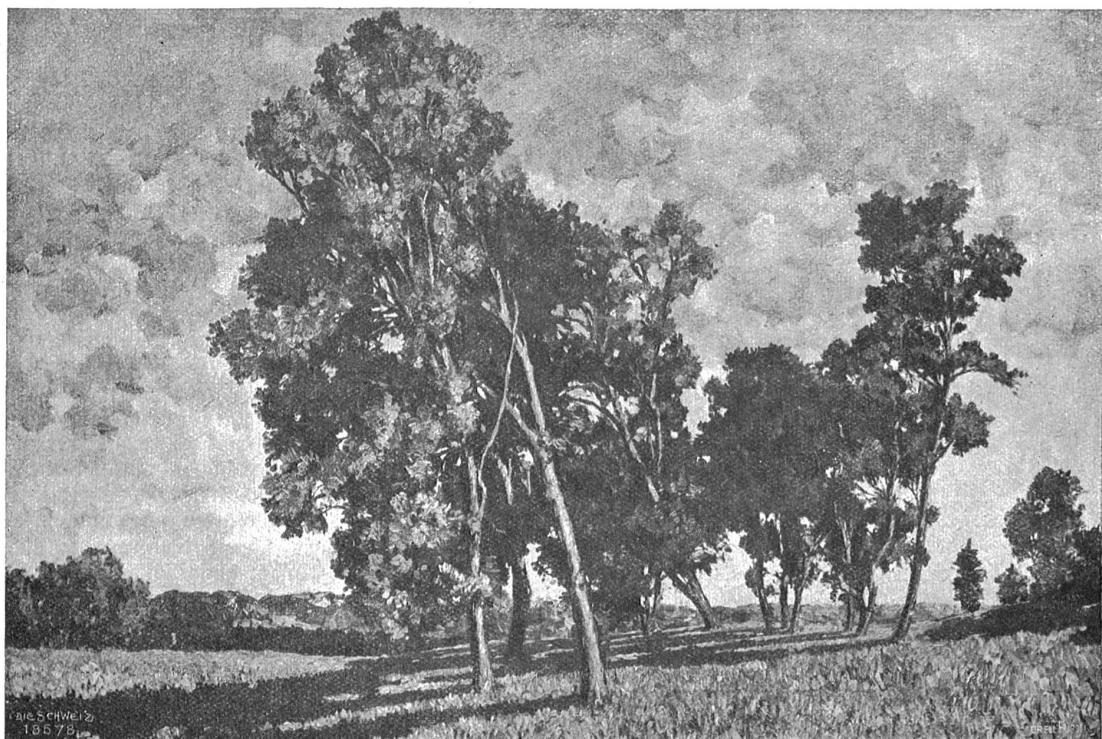
Er war jetzt ganz mit sich einig. Ein einziges Mal noch wollte er die Widersacher recht nach Herzenslust ärgern, und dann wollte er sein Leben gewissermaßen für sich selber zu Händen nehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Abenteuer.

Im „Schäfli-Adler“ waren noch alle Fenster erhellt. Heinrich verschmähte es, sein bewährtes Baumversteck aufzusuchen; er ließ seinen Spottruf, der ihm diesmal besonders gut gelang, gleich auf offener Straße hören.

Aber er hatte seine Rechnung ohne ein Trüpplein später Gassengänger gemacht, denen er nun, im Begriffe, das Weite



Arnold Baur: Eichen.

zu gewinnen, beinahe in die Hände lief, während von der andern Seite die Wirtshausgäste bereits lärmend hinter ihm her waren. Es gab eine scharfe Jagd durch das aufgeschreckte Dorf, wobei es dem Geheckten sehr zustatten kam, daß er sich in den Gassen und Gäßlein trotz der Dunkelheit leidlich auskannte. Freilich hätte es zuletzt doch noch schief gehen müssen, wenn er sich nicht in einem günstigen Augenblick seitwärts in die Baumgärten hätte drücken können, wo er sich unter einem Bienenhäuschen vorläufig versteckt hielt, das er bei näherem Zusehen als das des Leiningers erkannte. Sowie sich die Verfolger vorübergehend vom Platze verzogen hatten, schlüchtern er geduckten Ganges dem Hause entlang auf den ihm wohlbekannten Zwergbirnbaum zu, der ihm besseren Schutz versprach.

Raum hatte er sein Versteck zur Not erreicht, als unmittelbar neben ihm ein Fensterflügel aufging und über die horchend hinausgelehnte Gestalt der Leiningerin hinweg ein Lichtstreif breit auf ihn hinfiel.

Sabine erkannte ihn und übersah die Sachlage augenblicklich. Ohne ein Wort zu sagen, schloß sie das Fenster ab und löschte drinnen die Lampe aus.

Gleich darauf hörte er, wie die Haustür sachte ein wenig aufgemacht wurde. „So komm' doch herein!“ bedeutete sie ihm in ängstlicher Hast. „Es gibt ein Unheil, wenn du ihnen jetzt in die Hände fällst!“

Er war zögernd zu ihr hingetreten. „Darf ich?“ fragte er mit ungläubiger Zaghastigkeit.

„Du schon“, entgegnete sie kurz und bestimmt, indem sie ihn an der Hand hineinzog und die Tür hinter ihm verschloß.

„Du schon!“ wiederholte sie mit besonderem Nachdruck, als sie jetzt in der dunklen Stube standen. „Ich weiß gut, was ich tue.“

(Fortsetzung folgt.)